

The background of the cover is a vibrant blue sky with soft, white clouds. Several hands of various skin tones are reaching upwards from the bottom, their fingers spread, creating a sense of aspiration and unity. The hands are rendered with visible brushstrokes, giving them a textured, painterly appearance. The overall mood is hopeful and uplifting.

KATJA
SCHÖNHERR

ROMAN

ALLES IST
NOCH ZU
WENIG



A R C H E

Katja Schönherr

Alles ist noch zu wenig



Deutsche Erstausgabe

© 2022 Arche Literatur Verlag AG, Zürich - Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Designbüro Lübbecke Naumann Thoben unter Verwendung
eines Motivs von © Natalia Baykalova

Die Arbeit an diesem Werk wurde unterstützt von der Stadt Zürich sowie der
Fachstelle Kultur des Kantons Zürich. Die Autorin dankt herzlich.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der
Genehmigung des Verlages.

ISBN 978-3-03790-135-9

www.arche-verlag.com

www.facebook.com/ArcheVerlag

www.instagram.com/arche_verlag

Für E. und für A.

Obwohl sie die Treppe in ihrem Haus seit über achtzig Jahren mehrmals täglich hoch- und runtersteigt, obwohl sie diese Treppe in- und auswendig kennt, hat Inge Ruck dieses eine Mal während des Hinuntergehens angefangen, über die Anzahl der verbleibenden Stufen nachzudenken. Noch sechs oder noch fünf?, fragte sie sich.

Und in diesem Moment stürzte sie.

Inges Bettnachbarin schnarcht. Sie schnarcht immer, egal ob am Tag oder in der Nacht: Sie schnarcht. Inge findet das beinahe zermürbender als die Schmerzen, die sich mit Tabletten wenigstens beruhigen lassen. Das Schnarchen dieser Frau kann man nicht abstellen.

Mindestens zwei Wochen lang muss Inge im Krankenhaus bleiben. Oberschenkelhalsbruch. Inge hatte vorher noch nie gehört, dass ein Oberschenkel einen Hals hat. Sie hat auch nach wie vor nicht verstanden, was nun genau gebrochen ist. Aber sie wagt es nicht, bei der Ärztin nachzuhaken. Die muss dringendere Fälle behandeln als mich, denkt Inge. Kluge junge Frauen wie diese Ärztin schüchtern sie ein.

Was Inge aber verstanden hat, ist, dass sie vielleicht nicht mehr ohne Hilfe wird gehen können. Immer wieder stellt sie sich vor, wie sie einen Rollator vor sich herschiebt, wie sie mit gekrümmtem Rücken geht und vornüberhängendem Kopf, alle drei Meter eine Pause einlegt, ausgelaugt und aus der Puste auf den Inhalt des am Rollator befestigten Drahtkörbchens schaut. Bei diesem Gedanken kneift Inge die Augen zusammen und verzieht ihr Gesicht, angewidert. Dieses Drahtkörbchen! Nur dazu da, die Einsamkeit der Alten zur Schau zu stellen! Wenn Inge mit ihrer Nachbarin Ulrike in der Stadt ist, beobachtet sie manchmal, was die Alten darin nach Hause schieben: eine Tafel Schokolade, eine Dose Kondensmilch, eine Fernsehzeitschrift, eine Mandarine, höchstens zwei.

Langsam entspannt Inge ihr Gesicht, öffnet die Augen, blickt auf das Bild ihr gegenüber an der hellgelb gestrichenen Zimmerwand: der Druck eines Ölgemäldes mit Seerosen.

Inge ist vierundachtzig Jahre alt.

Früher war ihr Gesicht voller und glatt und ohne Flecken und ihr Haar dunkel; kein Färben. Und ihre rechte Hand konnte stillhalten, ganz stillhalten, während Inge heute immerzu damit auf den Tisch tippen muss oder, wie jetzt, auf ihren unter der Krankenhausdecke ruhenden Bauch. Inge erinnert sich, dass ihre Zähne früher nicht nacheinander wegbrachen, die Wurzeln nicht brannten (Wenn sie so darüber nachdenkt: Die Scherereien mit den Zähnen sind eigentlich die schlimmsten) und sie keine Schmerzen in den Knien hatte und keine im Kreuz und auch keine Krampfadern – Regenwürmer unter der Haut – und nicht dieses dunkle Mal auf der Unterlippe. Sie erinnert sich, dass ihre Brüste zwar auch früher nicht straff waren, aber immerhin nicht so lang und leer und nutzlos wie jetzt. Sie erinnert sich, dass ihre Füße früher in elegante Sandalen passten. Heute wölbt sich das Grundgelenk der großen Zehen dermaßen knorrig hervor, dass es jeden neuen Schuh verformt, sofern Inge überhaupt hineinkommt.

Natürlich weiß Inge, dass sie alt geworden ist. Wie hätte ihr das auch entgehen sollen? Aber *richtig alt* ist sie noch nicht. Richtig alt, findet sie, das sind die anderen. Richtig alt sind die, bei denen das Alter den ersten Eindruck

ersetzt. Die, bei deren Anblick man nichts anderes mehr denkt als: »Die ist alt!«, »Der ist alt!«. Kein: »Das ist aber eine hübsche Frau.« Auch kein: »Was für ein eingebildeter Lackaffe!« Keine Besonderheiten, nur noch: alt. Richtig alt.

Schon in ihrer Jugend fiel Inge auf, dass sich mit den richtig alten Leuten im Dorf niemand unterhalten mochte. Wenn sie am Zaun standen, vielleicht auf die Schneeschaukel oder einen Besen gestützt, wechselten die Jüngeren rechtzeitig die Straßenseite. Inge tat das auch immer. Weil diese richtig Alten – damals waren Sechzigjährige schon richtig alt – so viel redeten. Und viel zu leise oder, häufiger, viel zu laut. Weil Schnapsgeruch aus ihnen wehte. Weil weiße Spucke in ihren Mundwinkeln klebte. Weil sie ungefragt von etwas erzählten, das niemanden mehr interessierte. Dafür hatten die jungen Leute weiß Gott keine Zeit. Junge Leute wie Inge, die schon damals, tief in sich drinnen, geahnt haben, dass sie später auch einmal allein am Zaun stehen würden. Und noch viel häufiger säße Inge allein im Haus, gelangweilt, und die einzigen Geräusche, die durch ihre Küche liefen, stammten von ihr selbst.

Inge wendet ihren Blick zu der Frau im Nachbarbett. Mindestens zehn Jahre älter als ich, denkt Inge. *Die* ist richtig alt. Wie kann man nur so laut schnarchen? Nicht einmal Richard, Inges Mann, hat so geschnarcht, als er noch lebte und schlief.

Inge greift nach dem Wasserglas auf ihrem Nachttisch. Es steht zu weit weg, sie kommt nicht ran. Sie ist unbeweglich, ihr Arm hängt am Tropf.

Und die Schwester hat ihr noch immer kein Wasser mit Kohlensäure gebracht.

Und die Bettnachbarin schnarcht weiter.

Und heute Nacht werden wieder die Kröten in dem Klinikteich vorm Fenster knattern.

Und Carsten lässt sich nicht blicken. Carsten lässt sich einfach nicht blicken.

Unmöglich könne er seine Dienstreise abbrechen, hat er am Telefon gesagt. Er sei in Brüssel - mal wieder. Gerade gehe es »um alles«.

Bei ihm geht es immer um alles. Um alles außer Inge.

Wenn sie Carsten um etwas bittet, fühlt sie sich, als würde sie an einer Tür klingeln und wissen, dass jemand zu Hause ist, doch keiner macht ihr auf.

Jens, den »Großen«, hat sie gar nicht erst angerufen. Wer weiß, wie teuer das ist, vom Krankenhaustelefon aus nach Amerika zu telefonieren. Und womöglich wäre es dort dann mitten in der Nacht; ob sie sechs Stunden vorzählen muss oder zurück, nie kann sie sich das merken.

Carstens Herzlosigkeit hat Inge zwar nicht überrascht, aber doch verletzt. Verletzen kann Carsten gut. Carsten ist der »Kleine«, zwei Jahre jünger als Jens. Und insgeheim war er ihr immer ein bisschen lieber. Zwar hat Inge unentwegt versucht, diese Neigung beiseitezuschieben,

trotzdem war es von Anfang an so: Carsten wärmte die leeren Stellen in ihr, die Jens nie erreichte. Unvergesslich für sie, wie Carsten vor dem Spiegel mit seinem kleinen, speckigen Zeigefinger das erste Mal auf seinen Bauch tippte und »Ich!« sagte. Überhaupt: wie früh er »ich« deutlich aussprechen konnte - sie hätte das als Omen verstehen sollen. Stattdessen blieb sie blind für Carstens Egoismus, sah immer nur seine strahlenden Augen mit dem betont langen Wimpernaufschlag. Irgendwie fühlte sich bei Carsten alles viel besser an als bei Jens: ihn zu füttern, zu baden, ins Handtuch zu wickeln und dann an sich zu drücken. Ihm über den Hinterkopf zu streichen, der so perfekt in ihre gewölbte Handfläche passte. Carstens lebendiger Blick hob Jens' verschlossenes, abweisendes, bockiges Naturell erst so richtig hervor.

Von Jens erwartet sie schon lange nichts mehr, von Carsten hingegen schon.

Es ist Carstens Schuld, dass ich im Krankenhaus liege, denkt Inge.

Carsten hat gelogen. Er ist nicht auf Dienstreise. Er ist daheim in Berlin. Und joggt.

Die Abendsonne leuchtet weich. Sämtliche Grünflächen sind mit lichthungrigen Leuten gesprenkelt, die, wie er, den Tag am Schreibtisch verbracht haben. Grillrauch durchzieht den Park.

So recht findet Carsten keinen Atemrhythmus heute. Er muss anhalten, ein paar Schritte gehen, er fasst sich an den Bauch. Seitenstechen; das hat er sonst nie.

»Jetzt aber!«, sagt er sich und nimmt seinen Lauf erneut auf.

Seine Lüge war ein Reflex, der übliche Reflex. In unangenehmen Situationen sagt er immer, er sei geschäftlich unterwegs, in Brüssel: »Ich kann leider nicht. Ich fliege morgen nach Brüssel.« Oder: »Ich bin gerade in Brüssel. Ich muss jetzt auflegen, ein wichtiger Termin.«

In Wirklichkeit muss Carsten nur ein-, zweimal im Jahr nach Brüssel.

Am häufigsten lügt Carsten gegenüber seiner Ex-Frau Sabine, gegenüber seiner Tochter Lissa, gegenüber lästig gewordenen Liebhaften und natürlich gegenüber seiner Mutter. All den Frauen, die nie müde werden, über ihn zu verfügen, ihn zu verpflichten. Mit jeder neuen Forderung wickeln sie – so empfindet Carsten das – eine weitere Lage Beklemmung um die Rippen. Eine Enge aus schwerem schwarzen Tuch.

Vor sechs Jahren hat Sabine sich von Carsten getrennt. Seither verbringt Lissa jedes zweite Wochenende bei ihm. Als Sabine ihn neulich bat, Lissa nach dem Wochenende noch bei sich zu behalten, hat er auch wieder so reagiert: Enge im Brustkorb, kaum Luft. »So kurzfristig? Das ist ungünstig«, sagte er. Er müsse am Montag nach Brüssel, in aller Herrgottsfrühe.

Seit er mit dieser Schwindelei angefangen hat, benutzt er den Manneken Pis auf sämtlichen Plattformen als Profilbild.

Carsten fragt sich manchmal selbst, wieso er so panisch reagiert. Oft macht er es sich mit dem Abblocken schwerer als mit einem einfachen Ja. Die Diskussionen dauern länger, die Zudringlichkeiten von außen werden vehementer. Und trotzdem gelingt es Carsten nicht, seinen Brüssel-Automatismus zu unterdrücken.

Es wäre überhaupt kein Problem gewesen, Lissa ein paar Tage länger zu nehmen. Er hatte nichts vorgehabt, und Lissa ist fünfzehn. Sich um sie zu kümmern, bedeutet keine Arbeit. Es bedeutet in erster Linie, sich nicht auf Umwelt- oder Geschlechterdiskussionen ein- und sie in Ruhe zu lassen. Aber allein die Tatsache, dass seine Ex-Frau etwas von ihm verlangte, bereitete Carsten einmal mehr dieses Unbehagen.

An jenem Sonntag mit seiner Tochter packte er sogar seinen Trolley, damit die Lüge nicht aufflog. Im Laufe des Tages erwähnte er gegenüber Lissa mehrfach: »Morgen geht's in aller Herrgottsfrühe los.« Er seufzte und zog dabei die Haut seines glatt rasierten Kinns in die Länge.

Tat so, als würde er überlegen, was er noch mitnehmen müsste. »Ohrenstöpsel!«, fielen ihm ein. »Na klar!« Schließlich liege sein Hotel mitten in der Altstadt.

Lissa verdrehte die Augen hinter ihrer klugen Brille.

Langsam laufen, gleichmäßig atmen, sagt Carsten zu sich. Es soll bloß nicht wiederkommen, das Seitenstechen. Seine Schuhe hätte er etwas lockerer schnüren sollen.

Heute Vormittag, nach einem ermüdenden Meeting, hat ihn seine Mutter angerufen. Carsten saß am Schreibtisch in seinem Büro und trank gerade einen Kaffee. Einen Kapselkaffee, den Lissa, selbstredend, über alle Maße verachtet. Sie besitzt sogar ein T-Shirt mit George Clooney darauf. Er hält ein Espressotässchen in der Hand, und darüber steht: »How dare you!«

Carsten hat Lissa nie erzählt, dass er im Büro täglich mindestens vier dieser Kapseln verbraucht – und darauf besteht, dies auch weiterhin tun zu dürfen, und zwar so lange, bis die von seiner Tochter erträumte Ökodiktatur tatsächlich errichtet ist.

»Ich bin die Treppe runtergefallen«, sagte seine Mutter am Telefon.

Carsten überflog nebenher die E-Mail einer Kollegin, hörte nicht genau hin und unterschätzte deshalb den Ernst der Lage. »Kann ja mal passieren«, antwortete er lapidar, zumal er als Fünfjähriger auch einmal gestürzt war. Die Wunde an seinem Kopf musste genäht werden. Aber mehr

noch als der Sturz blieb ihm der darauffolgende Streit seiner Eltern in Erinnerung. Carsten und sein Bruder Jens lagen in ihren Betten, hörten, wie ihr Vater Inge vorwarf, nicht aufgepasst zu haben. Sie weinte und schrie: wie zum Teufel sie auf die Jungs aufpassen solle, wenn sie gleichzeitig Essen kochen, Wäsche waschen, bügeln, putzen, einkaufen und ihm seine überall herumliegenden Pantoffeln hinterhertragen müsse?

Seine Eltern stritten sonst nie. Vor allem weinte und schrie Inge nie. Zwar schmolte sie oft, aber sein Vater ging darauf nicht ein, weil er es gar nicht bemerkte. Eine herbeigeschwiegene Harmonie lag sonst über dieser Ehe. Und so war der laute Krach zwischen Mutter und Vater, der zu Carsten und seinem Bruder ins dunkle Kinderzimmer hinaufdrang, etwas sehr, sehr Ungewöhnliches.

Jens flüsterte: »Ob die sich auch streiten würden, wenn *ich* gefallen wäre?«

»Wahrscheinlich nicht«, antwortete Carsten kühl. Er befühlte, wieder und wieder, das Pflaster, das am Hinterkopf zwischen seinen Haaren klebte, drückte darauf. Ein dumpfer, blutiger Schmerz.

Am nächsten Tag fiel es Carsten ein - einfach so kam ihm das in den Sinn -, seinen Eltern zu erzählen, es sei Jens gewesen. Jens habe ihn geschubst. Wegen ihm sei er die Treppe hinuntergestürzt.

Sosehr Jens es auch bestritt: Es passte zu gut zu seinen Wutanfällen. Inge erteilte ihm Hausarrest.

Carsten war in den Winterferien die Treppe hinuntergestürzt, und damals fiel im Winter noch Schnee, viel Schnee, und blieb tagelang liegen. Die Alten im Dorf schaufelten morgens, mittags und abends. Man müsse dranbleiben, sagten sie, man dürfe nicht nachlassen, sonst habe der Schnee gewonnen. Sie fühlten sich von ihm bedroht. Die Kinder aber liebten den Schnee. Am Straßenrand wuchsen weiße Berge, und die Kinder erklommen sie. Der Feuerlöschteich gefror, und die Kinder schlitterten auf ihm herum. Sie lutschten Eiszapfen, die von Dachvorsprüngen spitz nach unten hingen. Sie seiften einander ein. Sie zogen einander mit dem Schlitten. Und sie bauten ein Iglu.

Das Iglu bei ihm im Garten zu errichten, sodass Jens es vom Kinderzimmer aus unmöglich übersehen konnte, war Carstens Idee.

Der Schnee jenes Winters war besser als jeder Sommer.

Als Jens endlich rausdurfte, hatte Tauwetter eingesetzt. Die Schneereste lagen in den Ecken wie dreckige Lappen. Die Krähen konnten ihre Nüsse wieder über der Scheffelstraße abwerfen, um sie von einem der hin und wieder vorbeifahrenden Autos knacken zu lassen. Carsten hingegen hatte sich nicht knacken lassen. Er hatte seine falsche Anschuldigung nicht zurückgenommen. Und seine Mutter hatte ihre Unnachgiebigkeit einmal mehr unter Beweis stellen können. Prinzipien rangierten bei ihr schon immer vor Augenmaß.

»Kann ja mal passieren? Jetzt werd nicht unverschämt!«, sagte Inge am Telefon. Sie liege im Krankenhaus, sie werde nachher operiert, eine aufwendige Operation, sie bekomme ein neues Hüftgelenk. Er möge bitte sofort herkommen.

Das schwarze Tuch zog sich zusammen, begann, Carsten die Luft zu nehmen. Er schwitzte. »Ich bin in Brüssel«, sagte er. Gerade gehe es um alles. Aber danach werde er sie besuchen, so schnell wie möglich. Carsten starrte auf die Lamellenvorhänge an seinem Bürofenster, während er das sagte, dann auf den Gießanzeiger der Hydrokulturpflanze.

Nach dem Telefonat ging er zur Toilette, um sich das Gesicht kalt abzuwaschen. »Scheiße!«, fluchte er. Er fluchte flüsternd. »Scheiße! Scheiße! Scheiße!« Mit nassen Händen gelte er sich das Haar nach hinten, zog so seine Stirn glatt. Ein verzweifelter Blick in den Spiegel.

Ja, es ist scheiße, dass er sie angelogen hat.

Es ist scheiße, dass er ihr Bett nicht längst ins Erdgeschoss gestellt hat und sie nachts immer diese Treppe hinuntermuss, um ins Bad zu kommen.

Es ist scheiße, dass er es hinauszögert, sie zu besuchen. Er weiß doch genau, wie sehr sie auf ihn wartet, lauert; sie hat ja nichts anderes zu tun. Als zu warten.

Und was soll er machen, wenn sie ein Pflegefall wird? Dass sie in kein Heim geht, hat sie ihm schon oft erklärt.

Seit sein Vater tot ist, bereitet seine Mutter ihm unentwegt ein schlechtes Gewissen. Als bestünde ihr

Daseinszweck nun ausschließlich darin, ihm, Carsten, auf die Pelle zu rücken. Nie ist es genug. Dies soll er noch machen, und jenes soll er noch machen. Und das auch noch schnell, bevor er geht. Und das noch besorgen. Und öfter herkommen. Und überhaupt, am besten gleich wieder bei ihr einziehen.

Das Seitenstechen ist zurück. Carsten verlangsamt sein Tempo. Der Typ, der seit einer Weile penetrant hinter ihm trabt, joggt an ihm vorbei; ein albernes Stirnband trägt er. Carsten verlässt den Pfad und läuft auf einen Baum zu, stemmt die Hände gegen den Stamm, spürt dessen rissige Rinde, diese raue Haut, lässt seinen Kopf nach unten hängen und keucht.

Mit seiner Lüge hat Carsten Zeit gewonnen, mehr nicht. Es wird ihm nichts anderes übrig bleiben, als zu seiner Mutter zu fahren. Ein paar seiner heiligen Urlaubstage wird er opfern müssen.

Du musst mir mein Bett runterbringen.« Wie oft hat Inge das zu ihm gesagt? »Im Dunkeln ist mir die Treppe zu gefährlich.«

»Mach dir doch Licht an«, war seine Antwort.

»Davon werde ich hellwach und kann nicht wieder einschlafen.«

»Wie wär's mit einem Nachtopf?«, sagte er daraufhin. Frech.

Inge zeigte ihm einen Vogel. Nachts dreimal in die Hocke gehen und wieder hochkommen - was hat er bloß für Vorstellungen? Auch wenn sie noch nicht richtig alt ist: Sie ist keine vierzig mehr.

Carsten seufzte. »Ich kann dir doch nicht mal eben das Haus umräumen. Dafür muss ich mir ein paar Tage freinehmen.«

»Dann nimm dir ein paar Tage frei!«

Entnervt erklärte er ihr, dass er keinen Urlaub mehr übrig hätte, was wahrscheinlich sogar stimmte, weil er gerade erst für drei Wochen verreist gewesen war. Nach Thailand oder Taiwan.

Immerhin brachte er ihr bei einem seiner Besuche ein Nachtlicht mit, das von der Steckdose aus den Flur ein wenig erhellte.

»Damit ist die Sache aber nicht erledigt«, sagte Inge.

Und Carsten versprach ihr, sich nächstes Jahr darum zu kümmern.

Aber inzwischen ist nächstes Jahr dieses Jahr. Inzwischen ist Juni. Und sie ist gestürzt und liegt im Krankenhaus

neben dieser schnarchenden Frau. Und kriegt das Bild von sich selbst mit einem Rollator nicht mehr aus dem Kopf.

Noch am Tag des Unfalls wurde Inge operiert. Jetzt hat sie ein neues Hüftgelenk.

Morgen soll Inge das erste Mal wieder aufstehen, meinte die kluge junge Ärztin vorhin und schaute dabei aus dem Fenster in den wolkenverschmierten Himmel statt in Inges Gesicht. Inge glaubt, mit ihrem Blick nach draußen versuchte die Ärztin, sich von dem hässlichen Fleck auf Inges Lippe abzulenken, den sie sonst unentwegt hätte anstarren müssen.

Es klopft. Die Schwester kommt ins Zimmer. Warum klopft sie überhaupt an? Man hätte ohnehin keine Zeit, sich zurechtzumachen. In dem Moment, in dem sie klopft, öffnet sie bereits die Tür. Der Bewegungsablauf muss ihr über die Jahre in Fleisch und Blut übergegangen sein: mit der linken Hand klopfen, mit der rechten die Klinke runterdrücken.

Auf weichen Turnschuhsohlen steuert sie Inges Bett an, nimmt Inges Arm und befreit ihn vom Tropf. Ohne ein Wort zieht sie die Injektionsnadel heraus, klebt ein Pflaster darauf und schiebt den Infusionsständer in die Ecke. Sie spricht weiterhin nicht, was Inge verunsichert. Deshalb traut sie sich nicht, erneut um Wasser zu bitten. Vor ein paar Stunden hat sie schon einmal danach gefragt. Sie sehnt sich nach Mineralwasser, nach Mineralwasser mit Kohlensäure, nach diesem Reiz im Rachen.

Federnd verlässt die Schwester den Raum, einige Zeit später kehrt sie zurück und beginnt, die Bettnachbarin mit Brei zu füttern. Jetzt schnarcht die Frau nicht, aber wach scheint sie auch nicht zu sein. Ihre langen, weißen Haare kleben auf dem Kissen. Die Augen nur halb geöffnet, wird sie gefüttert, viel zu schnell. Inge will wegschauen, aber es geht nicht. Es kommt ihr vor, als beobachte sie ein Verbrechen.

Inge muss an den Spruch denken, den sie schon so oft gehört hat: Alte Leute werden wieder zu Kindern. Sie findet nicht, dass er stimmt. Kinder können irgendwann selbstständig essen, laufen, reden, alles können sie irgendwann ohne Hilfe. Sie werden ein Jemand, ihr Leben liegt vor ihnen. Vor den Alten aber liegt nur das Sterben.

Inge hängt nicht an ihrem Leben. Tot sein will sie trotzdem nicht. Das Totsein kennt sie nicht.

Die Schwester kratzt die letzten Breireste zusammen und schiebt sie der Frau mit dem Löffel unter den Gaumen. Dann stellt sie das Bett wieder flacher und sagt: »Sie bekommen auch gleich.«

Erst nachdem die Schwester das Zimmer verlassen hat, wird Inge klar, dass sie gemeint war.

Die Schwester kommt zurück, auf Inge zu, platziert das Essen auf ihrem Nachttisch und stellt das Bett aufrecht. »Guten Appetit«, nuschelt die Schwester und nimmt die Haube vom Tablett. Sauerbraten mit Kartoffelpüree und Möhren.

Inge will ansetzen, um nach dem Wasser zu fragen. Aber ehe sie ihre Stimme gefunden hat, ist die Schwester schon wieder verschwunden.

Die Klimaanlage seines Autos kam gegen den Schweiß nicht an. Carsten muss das Hemd wechseln, ehe er seiner Mutter unter die Augen treten kann.

Die ganze anderthalbstündige Fahrt über hat Carsten laut Musik gehört und mitgesungen, mitgebrüllt. Wenn er die Liedzeile gerade nicht kannte, brüllte er einfach irgendwas, mehrheitlich Schimpfwörter. Entgegen seiner Gewohnheit fuhr er aber nicht zu schnell. Er duldet es sogar, sich von sämtlichen Landeiern überholen zu lassen. Carsten hatte es nicht eilig herzukommen.

Nun schaut er vom Parkplatz aus auf das Kreiskrankenhaus: ein typisches ostdeutsches Vorzeigeprojekt der 1990er-Jahre, das trotz seines Alters mit »Neubau« weiterhin am besten beschrieben ist. Flachdach. Weiße Fassade. Blaue Metallfensterrahmen als heiterer Akzent. Davor ein paar Bäume, die offenbar bloß dazu gedacht sind, den Parkplatz einzurahmen, und nicht dazu, Schatten zu spenden. Jedenfalls sind sie noch genauso mickrig – unten: dünne Stämme, die den Namen kaum verdienen, oben: Kronen, die den Namen ebenso wenig verdienen, in Tropfenform – wie vor sechs Jahren, als Carsten das letzte Mal hier war. Seinem Vater wurde ein Stent eingesetzt. Genutzt hat es nicht viel: Zwei Monate später ist Richard gestorben. In seinem Sessel ist er gestorben. Als Inge aus der Küche kam, saß er da, »genauso faul wie immer«. Aber sie habe sofort gewusst, dass er weg war. So erzählt ihm seine Mutter das bis heute:

»Er saß da, genauso faul wie immer. Aber ich wusste sofort, dass er weg war.«

Am Tag der Beerdigung seines Vaters herrschten Minusgrade. Eisblumen am Fenster seines einstigen Kinderzimmers. Carsten fragte sich, ob die Totengräber überhaupt ein Loch aus der festgefrorenen Erde hatten ausheben können.

Die Beerdigung war auf den Vormittag angesetzt. Um nicht in aller Herrgottsfrühe in Berlin aufbrechen zu müssen, war Carsten mit seiner Tochter schon am Vorabend angereist.

»So könnt ihr wenigstens nicht zu spät kommen«, hatte Inge gesagt. Carstens Unpünktlichkeit ist einer der vielen Mängel, die sie ihm bei jeder Gelegenheit vorwirft.

Noch vor dem Weckerklingeln war Carsten von den emsigen Küchengeräuschen seiner Mutter aufgewacht. Er lag im Bett, blickte auf die Eisblumen. Und Inge schmierte Brote für den Leichenschmaus, stellte Teller auf den Tisch, kochte Kaffee, füllte ihn in Thermoskannen. Ihr Tun klingt noch hektischer als sonst, dachte Carsten.

Carsten weckte Lissa, indem er ihr über die aschblonden Haare strich. Und über die Wange. Sie war in der Nacht zu ihm ins Bett gekrochen, sodass er kaum noch Platz gehabt hatte zum Schlafen; dementsprechend gerädert fühlte er sich. Mehr als anhänglich war seine Tochter damals, überanhänglich; kaum eine Nacht schaffte sie allein. Dass

er und Sabine sich scheiden lassen würden, wusste sie noch nicht, ahnte es aber wohl bereits. Sie hatten es ihr sagen wollen, doch dann war Richard gestorben. Zwei Hiobsbotschaften auf einmal konnten sie ihrem Kind nicht überbringen - da waren Carsten und Sabine sich ausnahmsweise einmal einig. Ein, zwei Wochen mussten sie damit noch warten.

Neun war Lissa damals und ihre Nase schon keine kleine Stupsnase mehr. Und die Lücken in ihrem Mund wurden nachbesetzt von geriffelten Zähnen, die riesig wirkten in Lissas roter, nasser Kinderschnute, die am liebsten Erdbeeren und Schokolade verschlang und zu dieser Zeit gerade anfang, jeden Genuss bezüglich Saisonalität und fairen Handlungsketten zu hinterfragen.

Lissa seufzte ob Carstens Versuch, sie streichelnd zu wecken, und drehte ihren Kopf zur anderen Seite.

Als er sagte, »Wir müssen uns jetzt fertig machen für die Beerdigung«, stand sie sofort auf. Ihre Zehen lugten unten am Saum des viel zu langen Nachthemds hervor, das sie sich von ihrer Oma geliehen hatte.

Inge hatte verlangt, dass ihre Enkelin zur Beerdigung kommt. Glücklicherweise wollte Lissa es auch. Sie hatte ihren Großvater sehr gemocht.

Es war dermaßen eisig an jenem Tag, dass sich nicht viele Dorfbewohner dazu aufrafften, ihr Haus zu verlassen. Und so standen nur er und Lissa und seine Mutter auf dem Friedhof sowie zwei Arbeitskollegen von früher und Inges Freundin, die Schäfer Jutta, mit ihrem Mann Herbert, der

damals noch lebte. Lissa weinte. Carsten nahm sie hoch, obwohl sie dafür viel zu groß und schwer und alt war. Zwischendrin stromerte auch Inges Nachbarin Margit, von deren Demenz bereits alle wussten, über den Friedhof. Sie trug einen Wintermantel, an den Füßen aber nur Hauspantoletten. Hätte sie nicht diese Pantoletten angehabt, sondern richtige Schuhe, hätte Carsten sie wegschicken können, als sie sich zu ihnen ans Grabloch stellte und konzentriert hinunterblickte, als erwarte sie irgendeine Regung aus dem Sarg. Doch die Pantoletten machten die Verwirrung dieser Frau so offenbar, dass Carsten es nicht über sich brachte. Dass er Margit einfach nicht wegschicken konnte, obwohl er wusste, wie erzürnt seine Mutter über diesen Auftritt war. Er sah es daran, dass sie ihre Lippen einsog und einsog, bis ihr Mund verschwand. Er selbst wollte Margit im Grunde auch nicht dabeihaben.

Nach ein paar Minuten kam Ulrike angerannt, Margits Tochter. Sie führte ihre Mutter wortlos weg und warf Carsten einen entschuldigenden Blick zu. Er nickte.

»Hatte also auch die Nachtwey Margit wieder ihren Auftritt«, bemerkte Jutta hinterher beim Leichenschmaus.

Inge sagte nichts, sog nur abermals die Lippen ein und schenkte allen von ihrem viel zu starken Filterkaffee nach.

Lissa bekam Kakao mit so viel Pulver, dass der Löffel beinahe darin stehen blieb. »Wenn Mama das sehen könnte«, sagte Lissa zu Carsten.

Als die Gäste gegangen waren, wollte Carsten von seiner Mutter endlich wissen, was für einen Schlüssel sie ins Grab geworfen habe, ehe die Totengräber begonnen hatten, alles zuzuschaukeln.

Inge tat erst so, als wüsste sie nicht, wovon Carsten redete.

Dann pflichtete Lissa bei: »Doch! Du hast einen Schlüssel auf den Sarg geschmissen.«

»Ach so, der«, sagte Inge. »Das war der Garagenschlüssel. Richard war doch so gern in seiner Garage.«

»Es gibt hoffentlich noch einen zweiten«, sagte Carsten.

»Ich wüsste nicht, wo.«

»Spinnst du?«, entfuhr es ihm. »Da steht doch noch das Auto drin.«

»Das brauche ich nicht.«

»Nur weil du keinen Führerschein hast, musst du doch nicht gleich den Schlüssel vergraben«, schimpfte er und zeigte ihr einen Vogel. »Das ist doch bescheuert. Du ...«, schrie er, und dann sah er, wie irritiert seine Tochter dreinschaute. Wie zu Hause, wenn er mit Sabine stritt. Deshalb beließ er es dabei, winkte nur ab und schüttelte missbilligend den Kopf, obwohl er durchaus Grund gesehen hätte, sich weiter zu echauffieren.

Seither steht Richards Auto ungenutzt und unverkauft in der verrammelten Garage. Ein paarmal hatte Carsten sich vorgenommen, das Schloss aufzubrechen, doch dann

erschien ihm das zu rabiät. Und deswegen den Schlüsseldienst zu rufen, fand er übertrieben.

Ein warmer Windhauch weht über den Krankenhausparkplatz. Wie die schale Luft aus einer Föhnschleuse. Carsten geht zum Kofferraum seines Wagens. Am Morgen hat er noch rasch seine Hemden aus der Reinigung geholt. Er nimmt sich ein frisches, weißes und zieht es an. Dazu trägt er eine sandfarbene Chino hose, unten doppelt umgeschlagen, Sneakersocken und weiße Turnschuhe, gepimpt mit neongelben Schnürsenkeln. Carsten ist fünfundfünfzig Jahre alt.

»Je mehr du versuchst, dich hip anzuziehen, umso älter siehst du aus«, sagte Lissa neulich zu ihm, seine vorlaute, nie kleinlaute Tochter.

Daraufhin gab er ihr eine Ohrfeige, eine angedeutete natürlich nur.

Es gibt drei Möglichkeiten, wie ihn seine Mutter gleich begrüßen wird, denkt Carsten, während er die Heckklappe schließt.

Entweder mit: »Gab es die Hose nicht in deiner Größe?«

Mit: »Hast du keine ordentlichen Schuhe?«

Oder mit: »Lässt du dich also doch noch blicken.«

Jeder Satz ist gleich wahrscheinlich. Ihm wird schon wieder heiß. Er schließt den Wagen ab. Eine Daumenbewegung, die er sehr mag: das Drücken auf das Vorhängeschlosssymbol seines Autoschlüssels. Noch immer

fühlt es sich für ihn nach gehobenem Lebensstandard an, keinen alten Gebrauchtwagen mehr mit einem richtigen Schlüssel abriegeln zu müssen, sondern auf diesen Knopf zu drücken und dessen leichten Widerstand zu spüren; die Bestätigung, dass er alles richtig gemacht hat. Das Schloss rastet ein. Carsten hat es zu etwas gebracht.

Im Krankenhausfoyer lässt sich Carsten eine Cola aus dem Automaten. Die Frau, die sich nach ihm bedient, grüßt er freundlich. Er sagt, bei dieser Hitze halte man es ohne Erfrischung ja gar nicht aus. Carsten kann das gut – das hat Sabine ihm immer wieder bestätigt: den strahlenden Sonnyboy spielen, am Anfang, doch sobald man ihn etwas genauer kenne, erlebe man, was für ein ungehaltener, egoistischer Arsch er sei.

Die Frau geht mit ihrer Cola nach draußen. Nachdem Carsten seine getrunken hat, weiß er nicht, wohin mit der Flasche, ohne das Pfandgeld einzubüßen. Es ärgert ihn, dass man die leere Flasche an dem Automaten nicht gleich wieder einwerfen und seine Cents zurückkriegen kann. Schließlich deponiert Carsten die Flasche auf dem Boden neben dem Automaten.

Er fährt sich richtend übers Haar, das steif und glatt anliegt. Dann sagt er sich: »Augen zu und durch!«

Zum Kotzen. Heute findet Lissa alle Menschen um sich herum einfach nur zum Kotzen:

Die dicken Männer im kurzärmeligen Hemd mit Bürstenschnitt und einer Einkaufstüte voller Billigfleisch.

Die schlanken Männer, die mehr Glück hatten, mit ihrem dunkelblauen Anzug und den weißen Turnschuhen und dem Notebook auf den Knien, die es, wie ihr Vater, für »kreative« Arbeit halten, den Leuten umweltschädlichen Kram anzudrehen, den sie überhaupt nicht brauchen.

Die schöngeduschten Frauen mit schimmernder Kordel quer über dem Oberkörper, an der ihr Smartphone hängt, und mehreren Armbändchen am zarten Handgelenk und ihrem luftig-langen Rock, auf dessen Etikett »Designed in Denmark« steht, weil das besser klingt als »Made in China«. Vor allem sie würde Lissa an Tagen wie heute am liebsten anschreien: die schöngeduschten Frauen mit ihren Zehentrenner-Sandalen und ihrer (zumindest geht Lissa davon aus) nackt rasierten Vulva und ihren schöngebadeten Kindern, vor deren Einschulung sie und ihr vollzeitarbeitender Besserverdiener-Partner schnell noch den Kiez wechseln werden - so, wie Lissas Eltern das damals gemacht haben, nicht lange bevor sie sich scheiden ließen.

Ich hätte das Fahrrad nehmen sollen, denkt Lissa. Sie hätte dem bisschen Regen trotzen und verdammt nochmal das Fahrrad nehmen sollen. Sie hätte gleich am Morgen wissen müssen, dass sie das U-Bahn-Fahren heute zu sehr runterzieht. Die stickige Luft, die klebrigen Griffe, das

Rattern, die Enge, die Menschen. Die Touristenpärchen in Allwetterjacken, die es nach dem Aufwachen in ihrem Airbnb-Bett getrieben haben; jetzt gehen sie »die Stadt erkunden«.

An Tagen wie heute vergisst Lissa zwar nicht, dass sie sich eine freundlichere, friedlichere Welt wünscht. Aber sie schafft es nicht, ihr Denken auch zu fühlen. Beim Umsteigen rempelt Lissa sogar absichtlich Leute an. Als Strafe dafür, dass sie nicht so viel nachdenken wie sie. Dass sie nichts hinterfragen. Dass sie ein gutes Gewissen daraus schöpfen, Naturkosmetik in Plastikriegeln zu kaufen und ihre Fast Fashion nach ein paar Monaten in die sogenannte Kleiderspende zu werfen. Dass sie es immer noch schaffen, die Klimakrise auszublenden.

Werden sich alle umgucken!

Wenn ihr gesunder Omega-3-Säuren-Fisch verseucht ist von toxischen Algen, die sich aufgrund der gestiegenen Wassertemperaturen massiv vermehren.

Wenn ihr Kind, gestochen von einer Asiatischen Tigermücke, am West-Nil-Fieber erkrankt.

Wenn in der Charité die ersten Zika-Babys zur Welt kommen.

Wenn sich die Menschen aus Überschwemmungsgebieten hierher flüchten.

Wenn sich die Menschen aus Dürregebieten hierher flüchten.

Wenn die Sommer vierzig Grad heiß werden und heißer.

Wenn der Himmel über Berlin weiß ist.